

Anselm Doering-Manteuffel (Hrsg.), Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts (Schriften des Historischen Kollegs, Bd. 63), Oldenbourg Verlag, München 2006, 273 S., geb., 39,80 €.

Im Paradigma der traditionellen Politikgeschichte diktierte die Orientierung am Staat die Dramaturgie der historischen Erzählung, denn Kontinuität und Wandel waren am Schicksal des politischen Systems abzulesen. Mit dem Aufschwung der Gesellschafts- und später der Kulturgeschichte verlagerte sich das Interesse des Historikers von den Ereignissen auf die Strukturen längerer Dauer. Die Dramatik politischer Umbrüche ließ sich mit den lebensweltlichen Konstanten in sozialen Klassen und Milieus, in Arbeit und Familie oder in den langsamer verlaufenden Veränderungen in Werthaltungen und Überzeugungen kontrastieren. Im Streben nach Originalität müht sich der Historiker deshalb stets aufs Neue, stichhaltige Begründungen für eine Epochenzäsur zu liefern, die die herrschende Meinung nachhaltig zu irritieren vermag. Je unauffälliger und überraschender einer Epochenwende eingeführt wird und die allgemein geglaubten Wendezeiten 1914/18, 1939/45, 1989/90 aushebelt, desto größer der Effekt. So sind im Falle Deutschlands die 1960er Jahre zum entscheidenden Übergang in die Moderne erklärt worden, und ganze Forschungsprojekte thematisieren das für den Zeitgenossen weitgehend unauffällige Jahr 1973 als epochalen Einschnitt, als die goldenen Jahre des Wachstums zu Ende gingen und die Ölkrise eine Einsicht in die Grenzen des Wachstums verschaffte.

Nun bedürfte es einer Theorie der Zäsur, die eine Relevanzabwägung der Wandlungsfaktoren in Angriff nähme, um untergründige Transformationen in Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur auf die politische Ereignisgeschichte und die zeitgenössische Wahrnehmung zu beziehen. Immerhin bleibt auch für den Historiker die Frage nicht unwichtig, inwiefern eine historische Zäsur sinnvoll bestimmt werden kann, wenn sie sich erst Jahrzehnte später offenbart. Insofern trifft Anselm Doering-Manteuffels in eigenwilliger Diktion vorgetragener Vorschlag, „die Zäsur in der Mitte des Jahrhunderts“ als „ein Geschehen von längerer Dauer anzusehen“ (S. 6) das Kerngeschäft der Geschichtswissenschaft, die beides zugleich im Blick haben muss: die Herausarbeitung des epochalen Bruchs, der das Jahr 1945 bedeutete, aber auch die Dekonstruktion des Mythos von der „Stunde Null“, indem sie Kontinuitäten und Wiederanknüpfungen im Blick behält. Dementsprechend lässt sich die Quintessenz jeder Zäsurdebatte in zwei Argumentationsstrategien zusammenfassen: Der Ursprung und die Vorgeschichte eines Epochen Einschnitts lassen sich fast immer vordatieren; der durch die Zäsur markierte Entwicklungsschub hält stets länger an, als die skizzierte Periode suggeriert.

Aus diesem Grund war Doering-Manteuffel gut beraten, mit einem weicherem Konzept von „Strukturmerkmalen“ zu operieren, das eine Fixierung auf Periodisierungen erst einmal unterläuft, weil die verschiedenen Untersuchungsfelder eigenen Zeitabläufen gehorchen. In diesem Sinne fragen die verschiedenen Bearbeiter – ob es nun um die Konsumgesellschaft (Andreas Wirsching), die Verwaltung (Michael Ruck), die städtischen Mittelschichten (Heinz-Gerhard Haupt), Familie und Geschlechterbeziehungen (Merith Niehuss), Infrastrukturen (Dirk van Laak), Expertenkulturen (Lutz Raphael), Nationalismus (Jürgen Reulecke), den Westen (Axel Schildt), das Russlandbild (Gerhard Koenen) oder um die deutschen Juden (Moshe Zimmermann) geht – nach der Relevanz historischer Brüche für ihr jeweiliges Thema. Es bleibt ein nüchterner Befund, dass beispielsweise die ausgreifende Planung von Infrastrukturprojekten als Fortschrittphänomen unabhängig vom politischen Regime erfolgte und dass sich auch die Veränderungen in Familie und Geschlechterbeziehungen weitgehend dem unmittelbaren politischen Einfluss entzogen.

Auch wenn der 2006 erschienene Band auf eine Tagung zurückgeht, die bereits 2003 stattgefunden hat, kann die verspätete Rezension guten Gewissens den geneigten Lesern eine lohnende Lektüre versprechen. Gerade weil umfangreiche Gesamtdarstellungen zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhun-

dert auch nach den *opera magna* von Hans-Ulrich Wehler und Heinrich August Winkler als Meisterprüfung für die Historiker gelten, ist der vorliegende Band ein willkommener Denkanstoß. Hier geht es nicht um das Repetitorium der Fakten und Prozesse, sondern um neue Sichtachsen für eine problemorientierte Forschung. Andreas Wirsching arbeitet überzeugend die „positive Korrelation zwischen Demokratie und Konsumgesellschaft“ (S. 58) heraus und stellt damit nicht nur „die notorische Überforderung der Weimarer Republik als Sozialstaat“ (S. 61) in den Mittelpunkt, sondern weist implizit darauf hin, dass zur Modernität und Stabilität komplexer Gesellschaften eben auch eine pragmatische Sicht auf die Funktion des Staats und die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft gehört. Dieser Befund deckt sich mit der Einsicht kluger zeitgenössischer Liberaler wie Moritz Julius Bonn, die früh dafür warben, den Bürger als Konsumenten ernst zu nehmen. Dass die fehlende Akzeptanz der Weimarer Demokratie nicht allein sozialstrukturell und ökonomisch, sondern ideen- und mentalitätsgeschichtlich zu analysieren ist, verdeutlichen die Beiträge von Reulecke, Schildt und Koenen. Völkisches, nationalistisches und antiwestliches Denken erfuhr seinen Aufschwung in einer Gemengelage von Tradition und Ressentiment, während eine unter Intellektuellen verbreitete Russophilie – oft unberührt vom Bolschewismus, wie Koenen zeigt – ebenfalls einer geistigen Selbstabschließung vorarbeitete. Moshe Zimmermann führt schließlich die Aporien von Assimilation und gescheiterter Integration vor, wenn er auf die missverstandene Voraussetzung des vermeintlichen Assimilierungsprozesses verweist. Deutsche Juden orientierten sich dabei nämlich an einem bildungsbürgerlichen Ideal, das keineswegs „mit Deutschsein oder der deutschen Gesellschaft im allgemeinen“ (S. 257) identisch war. Zimmermanns Auffassung, dass in „einer facettenreichen und pluralistischen Gesellschaft [...] die Idee einer ‚vollständigen‘ Assimilation entweder unpraktizierbar oder unakzeptabel“ (S. 259) sei, führt direkt in die Untiefen, mit denen zu rechnen ist, will man die Zwangslage der Juden in einer vom Antisemitismus geprägten Gesellschaft vor und nach 1933 begreifen. Kluges findet sich auch in den übergreifenden Überlegungen, die Michael Geyer zur Kategorie des Raums in der deutschen Geschichte anstellt, und in dem Plädoyer von Harold James, Deutschlands ökonomische Entwicklungen und Krisen stärker aus den Zusammenhängen der Weltwirtschaft zu begreifen.

Sicherlich, es ließe sich monieren, dass den meisten Beiträgen eine (zumindest) europäisch vergleichende Perspektive bisweilen genützt hätte. Zudem wünschte man sich – gewissermaßen als Kontrast zur Konstruktion von durchgängigen Strukturmerkmalen – eine stärkere Berücksichtigung antagonistischer Tendenzen, widerstreitender Interessen und kontingenter Faktoren, um den Historiker aus seiner Rolle des rückwärtsgewandten Propheten zu befreien und um der Geschichte etwas mehr Offenheit zurückzugeben. Aber insgesamt überwiegt doch der positive Eindruck dieses auch redaktionell sorgfältig gestalteten Sammelwerks, das eine Fülle von Anregungen bereithält.

Jens Hacke, Hamburg

Zitierempfehlung:

Jens Hacke: Rezension von: Anselm Doering-Manteuffel (Hrsg.), Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts (Schriften des Historischen Kollegs, Bd. 63), Oldenbourg Verlag, München 2006, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 54, 2014, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81503>> [8.10.2013].